

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Viktor Jerofejew

Männer

Ein Nachruf

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

Inhalt

Das morgendliche Wunder	9
Geologischer Erdrutsch	13
Ross und Hütte	16
Stil, Stil, Stil	20
Optina Pustyn und der Lippenstift	24
Wer hat Angst vor Francis Bacon?	29
Gott nimmt das Weib und gibt dafür ein Mädchen	33
<i>Don't complain</i> heißt »beklag dich nicht«	37
Mein Freund, Marquis de Sade	40
Sex als Sport	44
Der Tod des Schriftstellers K.	48
Böcke	52
Zwischen Bett und Sofa	56
Nacktbadestrand	60
Der Spielbergsche Saurier	66
Der Witz von den zwei Killern	75
Wenn ich Pole wäre ...	79
Jewtuschenko	87
Die Rechte der Männer	93
Die schweinchenrosa Unterwäsche Mitteleuropas	98
Der kopflose Reiter	104
Die Junggesellenecke	109
Schmerz für das Volk	114
Wie frisch waren die Rosen	117
Was kostet eine Prostituierte?	122
Solschenizyn und James Bond	125
Quält mich bitte nicht!	128
Beschreibung des Gegners	134

Jerofejew gegen Jerofejew	137
Vierzig Arten des Nachtlebens	168
Zwei Michails	171
Der Mann im Balzacschen Alter	177
Die Lust des Andersseins	180
Selbstporträt des Schriftstellers im Mantel	183
Hamlet aus Rjasan	184
Männlicher Reichtum	188
Anmerkungen	191

Das morgendliche Wunder

Das ist der kleine Junge, der sich hinterm Vorhang wäscht. Das ist die Bar, die bis spät in der Nacht geöffnet hat. Das ist die letzte Metro. Das ist die Billigklasse im Zug. An Bord eines Hubschraubers die Aufschrift: »Es gibt keinen Tod«. Der Mann beginnt mit der morgendlichen Erektion.

Sie kommt von nirgendwoher, ganz von allein, ungeachtet der Person. Es ist angenehm zu wissen, dass durch sie meine Freunde und Feinde auf einen gemeinsamen Nenner gebracht sind, entwaffnet in ihren Betten. Stärker als jede Ideologie, ist sie reaktiv und interkontinental, mit ihr erwachen der Papst in Rom und ganze Duma-Fraktionen, Hollywood-Stars, Nazis, Chinesen, Altwarenhändler, Diplomaten, Banditen, die Verleger meiner Bücher, britische Prinzen, das Internationale Rote Kreuz.

Sie ist die Negierung der nackten Mechanik.

Das ist das Nirwana mit allen Anzeichen von Frechheit und Gottesfurcht, Erregung außerhalb der Erregung.

Das ist eine entdinglichte Phantasievorstellung, wenn ich, um die Wahrheit zu sagen, weder zum Subjekt noch zum Objekt erklärt bin, genauer, ich habe eine Vorahnung von mir als Subjekt, welches sich in ein Objekt verwandelt.

Sie belebt mich. Ich belebe sie. Wir beleben uns gegenseitig.

Auf den ersten Blick besteht sie ganz aus pathetischen und exaltierten Empfindungen, aus Flitter, aus rosa

Ferkelfleisch, Nachtigallenschwüren und Brüdern Karamasow, kurzum, aus Aufmerksamkeit erregenden Er-rungenschaften des körperlichen Geistes, obwohl an ihr tatsächlich nichts Pathetisches ist. Wie jede hervorragende Erscheinung ist sie bescheiden.

Sie ist Zufall und Abenteuer.

Sie ist die lichte Trauer der Befreiung von Verpflichtungen.

Wegen der ihr eigenen Offensichtlichkeit ist sie ein geschlossenes Kraftfeld. Im Unterschied zu allen anderen Formen von Lebensimitation kann man in ihrem Fall nicht bestreiten, dass es da ein Ding gibt.

Sie gibt zwei Institutionen der Vergessenheit preis: die Familie und die Liebe.

Ich beginne zu begreifen, dass sie eine Skala von emotionalen Nuancen (von Stolz bis Verwirrung) und Wesenszügen enthält – materielle Wesenszüge, die zum physischen, chemischen oder optischen Studium anregen, sowie regionale Wesenszüge (die zurückgehen auf Ästhetik, Geschichte, Soziologie).

Die Lebensbejahung der morgendlichen Erektion ist teuer.

Die Treue zu ihr ist für Männer die beste Devise.

Die Zeit der morgendlichen Erektion ist eine zutiefst *männliche* Zeit – sie ist nicht zu zerstückeln. Ein Synonym für Ganzheitlichkeit, multipliziert sie sich mit sich selbst, alle denkbaren Grenzen zwischen dem Realen und Idealen verwischend und platonische Konstruktionen überwindend. In diesem Sinne ist die morgendliche Erektion ein prä- und postkultureller Zustand, welcher jedoch zur Kultur selbst keine Beziehung hat. Die Kultur macht um sie einen Umweg.

Außerdem ist die Kultur insgesamt auf der morgend-

lichen Erektion aufgebaut, sie ist ihre Fortsetzung, Ergänzung, ihr Vermächtnis, besser gesagt, ihr Kommentar.

Puschkin ist eine morgendliche Erektion in Gestalt eines russischen Dichters.

Vermeer und Picasso sind ihre Doppelgänger.

Homer ist ihre Einleitung.

Dante ist ihre Komödie.

Proust ist die vielbändige Erinnerung an die morgendliche Erektion.

Schubert ist ihr musikalisches Gegenstück.

Kant ist ihr Erguss.

Kafka ist die abgebrochene Pollution.

Die morgendliche Erektion ist ein Zustand der reinen, durch nichts getrüben Vitalität. Für jeden, der sie in der Hand hält, ist das eine Überprüfung der Lebensqualität. Die morgendliche Erektion ist der Finger Gottes.

In der Atmosphäre statischer Interpretation besteht genau ihre Echtheit. Ich konstatiere bis zur Erschöpfung: Es gab sie.

Sie hat keinerlei Begründung. Sie ist nicht ordnungsgemäß angemeldet, sie hat keinen Pass. Ein nicht durch ein konkretes Bedürfnis bedingtes Bedürfnis, will sie nichts als sich selbst kennen. Sie kann kein Gegenstand der Beschreibung sein, denn sie lässt mich zwischen zwei Sprachen pendeln, der gebietenden und der ungefahren.

Sie verweist alle auf ihren Platz und entspricht meinen Erwartungen. Sie sieht wie alles Mögliche aus, nur nicht wie das, was sie, ausgehend von der Sphäre des bürgerlichen Rechts, vorstellen sollte. Die morgendliche Erektion des Anarchisten ist konservativ, die des Konservativen anarchisch. Die morgendliche Erektion des Avantgardisten ist anachronistisch, die des Mönchs ein Marschallstab.

Eigentlich ist die morgendliche Erektion das einzige Ding, das den Mann zu einem Rätsel der Natur macht.

Die utilitaristische Herangehensweise an die morgendliche Erektion seitens gewisser Frauen, welche sich auch in Witzen niederschlägt, erscheint mir als ein Zeichen weiblicher Verrücktheit und vergeblicher Fetischisierung des Lebens.

Ein effektives Mittel, die morgendliche Erektion zur Vernunft zu bringen, ist, sie allgemein gültig und banal zu machen, so dass es neben ihr kein anderes Bildnis gibt, dem gegenüber sie ihre Anstößigkeit, Faszination und ihren Wahnsinn bestätigen könnte.

Der Mann beginnt mit der morgendlichen Erektion. In den meisten Fällen hört er mit ihr auch auf.

Geologischer Erdrutsch

Was war, das ist vorbei. Der russische Kerl erhebt sich von allen vieren. Es ist Zeit, dass er sich in einen Mann verwandelt. Was für eine Fresse!

»Wieso?«

»Klopf dir den Staub ab!«

»Jaja!«

»Kämm dich!«

»Jaja!«

Wir tauschen die fünf Finger gegen den Kamm, den Panzerwagen gegen Parfüm, obszönes Fluchen gegen Englisch, Scheiße gegen Mist, Gestank gegen eine Million, Pfusch gegen Gewinn, den Ersten Mai gegen einen Popen, Schwarzmalerei gegen Schuhcreme, Heiserkeit gegen langes Leben, den Parteiausweis gegen einen dicken Ring, Buch gegen Fernseher, den Stahlwerker gegen einen Jeep, löchrige gegen neue Socken, Kolchose gegen Business, kein Geld gegen Geld.

Wir tauschen Geld.

Wir tauschen Eigenbau gegen Datscha, Hütte gegen Ziegel, Stacheldraht gegen Affe, Schützengraben gegen Friedhof, Judenfeindlichkeit gegen Judenfreundlichkeit, Kommunalka gegen Hubschrauber, Kwas gegen Kwas.

Wir tauschen Dissidenten gegen Vielfalt.

Wir tummeln uns. Wir putzen die Stiefel. Wir schaffen die eigene Geschichte ab. Wir kämpfen gegen den schlechten Geruch aus allen Ritzen. Wir lenken unser Augenmerk auf den Körper. Da ist er, mein Körper. Wir denken, während wir in den Spiegel schauen, über Sex nach.

Wir freuen uns an der Schönheit Moskaus. Wir schicken unsere Kinder nach Oxford. Wir setzen keine Hoffnungen in die Heimat – Hauptsache, sie behindert uns nicht. Wir diskutieren intelligent über die Zukunft des Landes.

»Warum soll ich für Irland sterben? Soll doch Irland für mich sterben«, sagte einmal James Joyce.

Sein Porträt findet man heute auf irischen Zehnpfundnoten.

Wir kaufen ein schönes Auto. Wir kaufen viele unnötige Dinge. Wir konfrontieren uns mit unserer eigenen Dummheit. Was ist Geschmack? Wir begreifen: Es braucht mehr als eine Generation.

Wir tauschen die Gesichtsfarbe.

Wir tauschen Feuchtigkeit gegen Schwimmbad, den ungeebneten Weg gegen die Autobahn, Täublinge gegen Champignons, Ackerbauern gegen Klatschspalten, Tschernobyl gegen die Insel Capri, die Ausnüchterungszelle gegen Ökologie, den Bären gegen den Herrn, Schlagring gegen Reklame, Erniedrigung gegen männliche Würde, Besüfnisse gegen Stehempfänge, Dörrfisch gegen Lachs, Erz gegen Toilettenpapier, Schlangestehen gegen Aktien, Nutte gegen Lesbe, ein keusches Mädchen mit flottem Schamhügel gegen eine gnädige Frau.

Wir tauschen die Religion. Wir empfinden beim Diebstahl nicht mehr den früheren Zauber. Wir hören unter Qualen auf zu denken, dass wir besser sind als alle anderen. Wir verehren die russische Fahne.

Wir tauschen Tod gegen Reinkarnation, Ratte gegen Supermarkt, Bande gegen Polizei, Humus gegen Kinder, heiliges Narrentum gegen Mentalität, Rentner gegen Bettler, Ideologie gegen Partnerschaft, Gold- gegen Keramikzähne, Angst gegen Besinnungslosigkeit, Tschetsche-

nen gegen Japaner, Soldaten gegen Drogen, Traufe gegen Regen.

Wir tauschen Kwas erneut gegen Kwas. Denn irgendwelche Konstanten muss es ja geben.

Wir tauschen »wir« gegen »ich«. Es geht nicht. Wir tauschen »wir« gegen »ich«. Es geht nicht. Wir tauschen »wir« gegen »ich«. Es geht nicht. Nein, irgendwie ging doch was.

Der Mann ist etwas Neues.

Der Mann – das ist ein Kerl, der (obszönes Fluchen gegen Englisch) *his own identity* gefunden und den Begriff ins Russische übersetzt hat.

Der Mann – das ist eine klare Sache.

Es ist Zeit.

Ich schreibe den Text in der Farbe von Eisen. Auch ich bin ja ein geologischer Erdrutsch.

Ross und Hütte

Die unsterbliche Wendung »ein Ross im Galopp aufhalten« ist wohl kaum wörtlich zu verstehen. Ob Nekrasow das wollte oder nicht, hier geht es eher nicht um Pferde, sondern um Männer. Der russische Pferdemann galoppiert und galoppiert, er jagt dahin, er weiß selbst nicht, wohin er galoppiert, wozu und wie lange er galoppiert. Er galoppiert einfach so dahin und basta, er galoppiert in einer Herde, er hat ein Alibi: Alle galoppieren, und er galoppiert auch.

Der Pferdemann ist durch die ganze russische Geschichte galoppiert, mit blankem Säbel oder auch ohne Säbel, schaumbedeckt, die Augen weit aufgerissen, ein wahnsinniger Anblick. Die Idioten galoppieren, die Faulpelze galoppieren, die Schlitzohren galoppieren, die Speichellecker galoppieren, auch die Klugen galoppieren – kurz gesagt, alles Rennpferde.

Versucht man aber herauszubekommen, wohin sie, diese russischen Kerle, galoppieren, dann stellt sich nach einigem Nachdenken heraus, dass sie aus der Vergangenheit in die Zukunft galoppieren, vom Gestern ins Morgen, wobei sie das Heute überspringen. Mit dem Heute können sie überhaupt nichts anfangen, im Heute finden sie es beengend und drückend, sie haben im Heute nichts verloren, und sie haben auch nicht gelernt, im Heute zu leben. Sie lassen weder sich selbst noch andere im Heute leben, also müssen sie weiter galoppieren, so weit weg wie möglich vom Heute, also müssen Träume und Theorien erfunden werden, die besagen, dass es morgen bestimmt besser sein wird als heute und dass

man möglichst schnell ins Morgen hinein galoppieren muss. Aber Morgen – das ist nicht nur das morgige Heute, was halb so schlimm wäre. Morgen – das ist langfristig gesehen der Tod. Und alle galoppieren sie in den Tod, Hals über Kopf.

All diese russischen Kerle sind kaum aufzuhalten. Ihre Herde ist im Verlauf der russischen Geschichte stark verwildert. Die Herde stürmt dahin, den Geruch von Schweiß, Blut und Schnaps hinter sich lassend. Die Materie ist träge geworden, aber sie galoppieren trotzdem.

Und da tritt gar nicht zufällig Nekrassow auf den Plan und besingt diejenige, die »das Ross im Galopp aufhält«. Nekrassow hat alles richtig verstanden, ungeachtet seines langweiligen Äußeren und anderer individueller Mängel. Er hat die Rolle der russischen Frau verstanden.

Ohne die russische Frau wäre der russische Reitersmann jetzt sehr weit weg, er wäre längst über alle Berge. Ich weiß nicht, wohin er im 19. Jahrhundert galoppiert wäre, obwohl er auch damals schon unter der zaristischen Losung »Autokratie, Orthodoxie, Volksnähe« ins Paradies auf Erden galoppierte, aber im 20. Jahrhundert hätte er sich längst im Kommunismus wieder gefunden. Denn er hat ja immer schon vom idealen Pferdestall geträumt, wo man auf ewig sein Maul in den idealen Futtertrog stecken kann. Aber die russische Frau ließ die Verwirklichung der Utopie nicht zu und hielt das Pferd auf. Nicht die Dissidenten, nicht die liberalen Schriftsteller, sondern die russischen Frauen haben unsere Kerle vor dem Kommunismus gerettet.

Nekrassow kam als Realist der Wirklichkeit sehr nahe. Der Pferdemann hielt nicht von allein an, etwa weil er den Reiz der russischen Frau witterte. Sie selbst hielt ihn

»im Galopp« auf und sagte: Lass uns im Heute leben. Lass uns, sagte sie, so leben, dass bei uns alles so ist wie bei normalen Menschen. Der Kerl verstand natürlich nicht gleich, was sie meinte. Auf der Arbeit log er viel, und zu Hause trank er viel, und darum kapierte er lange nichts. Aus alten Liedern wusste er, dass die Liebe existiert, aber vor seinen Augen stand immer Lenin und nicht irgendetwas anderes, und für dieses andere, Halbvergessene, fand er selten eine würdige Verwendung. Und nur manchmal in der Banja, wenn er sich beim Waschen von oben bis unten betrachtete, entdeckte er seltsame Wünsche, aber der »Playboy« wurde zu der Zeit noch nicht verkauft, und er wusste nicht, was er mit sich in diesen Fällen tun sollte.

Die russische Frau log auf der Arbeit statistisch gesehen sehr viel weniger, und zu Hause trank sie sehr viel weniger. Sie hatte mehr Verstand und war im Heute verwurzelt. Sie wusch, bügelte, schminkte sich die Lippen noch auf dem Höhepunkt des Personenkults, gebar Kinder und gab ihnen die Brust. Sie achtete darauf, dass bei ihren Kindern nicht der Rotz unter der Nase hing. Sie träumte davon, Möbel zu kaufen. Vor allem aber war für sie die Liebe wichtiger als der Kommunismus.

Stalin war ein inkonsequenter Mann. Strategisch richtig vernichtete er Bucharin und dergleichen Oppositionelle, aber er liquidierte nicht die Frau als Klasse, was wenig scharfsinnig war. Man hätte alle Weiber in den Gulag schicken und eine progressive Methode zur Reproduktion der Bevölkerung ohne Anwendung der Zeugungsorgane finden müssen. Das hat er nicht getan, er war kleinmütig, und es war ihm peinlich. Er verbot die Bibel und den Koran, aber er erlaubte, dass in sowjetischen Geschäften Parfüm verkauft wurde. Dieser schwa-

che Mensch verlangte von den sowjetischen Frauen nicht einmal, dass sie sich den Busen binden.

Und schließlich ging Stalin an den Frauenbrüsten zugrunde.

Allerdings schaffte er es dennoch, Schaden zu verursachen. Er zerstörte die Häuser und setzte die Hütten in Brand. Die Hütten brannten jahrelang. Das Zuhause als Begriff hörte auf zu existieren. Wenn die Pferde galoppieren, brennen die Hütten. Die Kerle galoppierten, und die Frauen gingen in die brennenden Häuser hinein. Die Notwendigkeit, Möbel zu besitzen, fiel weg. Die Hütten brennen auch jetzt: mal hier, mal da. Das prophetische Wort Nekrassows hat sich im gesamtstaatlichen Ausmaß bewahrheitet.

Wann werden unsere Kerle endgültig aufhören, in der Herde zu galoppieren? Wann löschen sie die Hüttenbrände? Wann lernen sie, im Heute zu leben?

Morgen?

Stil, Stil, Stil

Ohne Stil kein Mensch. Stillosigkeit ist eine schreckliche russische Geißel. Ich weiß nicht, wer die amerikanische Militäruniform des Zweiten Weltkriegs erfunden hat, aber es war eine klasse Uniform. In ihr sah jeder Soldat wie ein Sieger aus.

Es war eine Freude, sie anzusehen, als sie in der Normandie an Land gingen. Wenn man die Filmchroniken anschaut, möchte man selbst ein amerikanischer Soldat sein. Ein einfacher runder, stilvoller Helm mit locker sitzendem Verschluss, bequeme Hosen mit kecken Taschen, ein weites, blousonartiges Uniformhemd, eine schöne Maschinenpistole, und Stiefel – was für Stiefel erst! In solchen Stiefeln ist das Sterben nicht schrecklich.

In Sachen Stil steckten die Amerikaner damals alle in die Tasche: sowohl die allzu dekorativen Engländer, als auch die gezierten Franzosen, die Faschisten in ihren extrem aggressiven Uniformen ebenfalls, und schließlich unsere Soldaten mit ihren Medaillen an der Brust. Die Amerikaner hatten schon als Cowboys Stil, mit ihren Halstüchern und Cowboyhüten, und als Soldaten konnten sie es fast mit der *Haute Couture* aufnehmen. Mir gefällt in Amerika vieles nicht, aber Stil haben die amerikanischen Männer im Blut.

Seit dem Zweiten Weltkrieg ist ein halbes Jahrhundert vergangen, und bei uns hat sich staatlicherseits in Sachen Stil nichts geändert. Wenn man sich Berichte aus Tschetschenien anschaut, begreift man, dass die Russen dort nicht siegen konnten, allein schon deswegen nicht, weil sie nicht überzeugend aussahen. Die Tschetschenen ver-

stehen es, ihr islamisches Stirnband korrekt um den Kopf zu winden, und wie sie ihre Waffe halten, ist schön anzusehen. Die russische Armee dagegen – ein einziges stilistisches Missverständnis. Besonders das Oberkommando. Dickbäuchig und plump. Irgendwelche schiefen Visagen. Wenn einer Brille trägt, dann ist die Brille unvorstellbar hässlich.

Von den Milizionären will ich gar nicht reden. Von den Streifenbeamten mit ihren fett gefressenen Gesichtern. Gott zeichnet den Spitzbuben. Sie lassen sich nur als Karikatur darstellen.

Und erst die Regierungselite! Neue Anzüge, aber die Socken haben sie nicht gewechselt, und so stolzieren sie in kurzen, kornblumenblauen Socken herum. Unsere ganze Korruption lässt sich aus diesen Socken herleiten. Diebstahl ist ein Zeichen von Stillosigkeit. Oder die Intelligenzia: Sie diskutieren über Joyce und Borges, aber Kleidung und Haarschnitt – sowjetischer geht's nicht. Eine Diskrepanz zwischen Form und Inhalt? Ich glaube nicht an einen Inhalt ohne Form. Zu wenig Geld? Aber ist das etwa ein Geldproblem! Der amerikanische Cowboy war auch nicht reich. Und dann wundern sich noch alle, warum die Russen im Westen nicht »durchgehen«, warum sich nach der kurzen Perestroika-Mode alle von uns abgewandt, warum sie aufgehört haben, »Kunst« zu kaufen. Doch nur deshalb, weil wir lächerlich aussehen. Und diese armseligen russischen Reisegruppen – da lachen ja die Hühner. Und die neuen Russen in ihren himbeerfarbenen Jacketts – auch da lachen die Hühner. Die einen sind underdressed, die anderen overdressed, aber der entscheidende Punkt ist derselbe: Stillosigkeit.

Die Abwesenheit von Stil produziert persönliche Unsicherheit und Aggressivität. Der Russe in Frankreich

bemüht sich, einem Franzosen ähnlich zu sein, in Amerika einem Amerikaner, in Ungarn einem Ungarn. Aber irgendwie klappt es nicht, und das erzeugt Wut. Man braucht sich nur die Reportagen unserer Fernsehjournalisten aus dem Ausland anzusehen. Oder unsere Frauen, die von dort zurückkehren. Aus Deutschland kommen sie alle wie typische deutsche Frauen zurück (Kurzhaarschnitt). Es stockt einem der Atem. Dieses Imitieren ist, bei aller Erbärmlichkeit, immer noch besser als gar nichts. Aber nur ein bisschen besser.

Es gibt heute keinen russischen Stil, und das ist eine Katastrophe. Davor konnte uns auch ein Saizew mit seinem Stilmischmasch nicht retten, ebenso wenig die Patrioten in ihren Russenhemden oder der russische Film.

Wir sind weder Rumänen noch Ukrainer: Wir haben all unsere folkloristischen Rituale verloren. Um zu ihnen zurückzukehren, fehlt uns die Kraft, und es wäre auch nicht gut. Unsere vorrevolutionären Urgroßväter und Urgroßmütter haben uns nichts vererbt als ein oder zwei Silberlöffel. Wir sind die Nachfahren des »Sowók«, des Sowjetmenschen, der beim Wort »Stil« nur befremdet die Augen verdrehte.

Einen Stil aus dem Nichts zu entwickeln ist unmöglich. Russen und Eleganz – das sind bislang unvereinbare Begriffe. Der russische Mann kann sich – mit wenigen Ausnahmen – nicht »verkaufen«. Er hat immer etwas an sich, das »daneben« wirkt.

Jetzt beginnt die Zeit eines stilistischen Bruchs. Die Jugend hat schon den Geschmack und die Macht des Stils gewittert, und sie nabelt sich von den ewig zurückgebliebenen Alten ab. Die erste Generation von Russen, die an Stil interessiert sind, ist da. Russen, die Stil genie-

ßen können. Die sich in einen Stil einklinken können. Die Abnabelung wird schmerzhaft wie alles in der russischen Geschichte, aber sie ist nicht nur schlicht unumgänglich. Das ist der Weg des russischen Menschen zu sich selbst.

Optina Pustyn und der Lippenstift

Mein Freund Popow hat mich gewarnt, dass Optina Pustyn mich enttäuschen werde, denn da sei es so grauenhaft verwahrlost, er wisse das, er sei dort vor fünfzehn Jahren gewesen, es sei also besser, nicht dorthin zu fahren. Aber ich habe nicht auf meinen Freund gehört. Schließlich ist Optina Pustyn, dachte ich, der geistige Stolz Russlands, im vorigen Jahrhundert sind Gogol, Dostojewski und Tolstoi (der Letztere zu Fuß, und das sechs Mal!) dort bei den heiligen Starzen gewesen, und von löchrigen Kirchenkuppeln lasse ich mich nicht abschrecken. Einmal ist keinmal, warum es nicht wenigstens versuchen? Außerdem ein schöner Ort, der in Fichten- und Eichenwäldern versinkt.

Und in der Tat: Er versinkt. Allerdings vor allem in Bagerüsten. Das Männerkloster wird in Rekordzeit wieder aufgebaut, es ersteht aus der Asche, ein hoher Glockenturm wird errichtet, das »brüderliche« Leben brodeln, die Starzen-Klause riecht nach Linden und Farbe.

Die Seele des russischen Menschen jubiliert: Es gibt keine Spuren von der Berufsschule für die hiesigen Minderjährigen, die sich in den heiligen Mauern befand, keine Erinnerungen an das Konzentrationslager für die gefangenen polnischen Offiziere, die später in Katyn erschossen wurden. Eine glückliche Verwandlung. Ein Haufen Exkursionen. Pilger. Die reine Glückseligkeit. Vor den Toren ein junger weltlicher Wächter mit Kopftüchern in der Hand: Frauen mit unbedecktem Kopf werden nicht eingelassen, da, zieh dir das an, dann darfst

du rein. Auch Miniröcke werden nicht eingelassen. »Wir haben schließlich Selbstachtung«, sagt der Wächter vorwurfsvoll, während er die braun gebrannten Beine eingehend betrachtet. Die Beine werden mit der nächstbesten Jacke verhüllt.

Ich betrete die Kathedrale. Vor der ganz neuen Ikonostase eine Gruppe Oberschüler. Statt eines Reiseleiters ein Geistlicher mit mächtigem schwarzen Bart. Er spricht mit Nachdruck. Über das Wesentliche.

»Hast du eine Seele?« fragt er einen Burschen mit Schnurrbärtchen. Der schweigt.

»Oder bist du ein *unbeseeltes* Wesen?« wagt der Geistliche ein feines Wortspiel. Philologische Taschenspielertricks, auf die Oberschüler anspringen.

»Ne, ein beseeltes.«

»Und wo ist dann deine Seele?«

Der Bursche ist verwirrt.

»Im Mund.«

Alle lachen. Nach diesem Sieg schwenkt der Geistliche rasch auf Angstmache um:

»Über jeden wird ein Buch des Lebens geführt. Wer in diesem Buch lauter ›Sechser‹ erhält, der kommt in die Hölle.«

Es folgt eine energische Beschreibung der Höllenqualen.

Mit langen Gesichtern, in Kopftüchern, kommen meine beiden Begleiterinnen auf mich zu, Journalistinnen aus Kaluga. Die Tante, die Kerzen verkauft, hat ihnen wegen ihres Lippenstifts die Leviten gelesen. Sie habe gesagt, dass Lippenstift nicht gottgefällig sei, und sie sollten sich bloß nicht einfallen lassen, mit ihrem Lippenstift die Ikonen zu berühren, sonst seien ihnen ewige Qualen sicher (schon wieder).

Mein Gott, dachte ich, was geht hier vor? Unter löchrigen Kirchenkuppeln waren unsere Kirchendiener still wie die Mäuschen, und jetzt, wo sie wieder Oberwasser haben, übernehmen sie als Erstes die Angewohnheiten der Hirten der Partei. Und was ist mit der christlichen Liebe? Natürlich muss es auch Regeln geben, aber wo bleibt die Absolution?

Als man mir schließlich am Brunnen mit dem heiligen Wasser ebenfalls die Leviten las, weil ich einige Tropfen auf den Boden hatte fallen lassen, entschied ich endgültig, dass man in der Einsiedelei in Sachen Strenge des Guten zu viel tat, und sogar die gepflegten Beete mit roten Ringelrosen kamen mir vor wie Kasernenzubehör. Gestriegelte und strenge Geistliche liefen im Exerzierschritt herum.

In dem kleinen örtlichen Literaturmuseum erzählte der Führer missbilligend, dass Tolstoi direkt mit Gott kommunizieren wollte, ohne die Kirche, weshalb er sich als vertrockneter Ast der orthodoxen Kirche erwiesen habe, was aus einem Bild hervorgehe, welches die Beziehungen berühmter Besucher des Klosters zu den Starzen darstellte, die Tolstoi der Überheblichkeit bezichtigten.

Als die heutigen Vorsteher von Optina Pustyn gefragt wurden, warum es auf dem Gelände des Klosters keine Gedenkstätte für die polnischen Opfer des Konzentrationslagers gebe, sagten sie, das sei eine »weltliche Angelegenheit« und sie wollten darauf nicht eingehen. Außerdem, so fügten die Vorsteher hinzu, seien das Menschen anderen Glaubens gewesen.

Und dennoch hoffte ich auf ein Wunder: Vielleicht war diese übermäßige Strenge die *Kinderkrankheit* der Kirchenvorsteher aus Kaluga, die noch vor kurzem für ihren Glauben gelitten hatten (weshalb sie die Sympathie

aller normalen Menschen auf ihrer Seite hatten). Im Ikonenladen von Optina Pustyn indes stieß ich auf das neueste kollektive Werk mit einem gezielt bedrohlichen schwarz-roten Umschlag und dem nicht weniger schrillen Titel »Wege, die in die Hölle führen«.

Aus den »Wegen« erfuhr ich nicht nur, dass Computerspiele »Monster für die Kleinen« sind (es stellte sich heraus, dass der Autor an unserem Samisdat-Almanach »Metropol« beteiligt war). Geschimpft wurde auch über Rock-Musik, die Familie Rerich, Daniil Andrejew,¹ das Fernsehen, Nirwana, Kartenspiel, kurzum, über alles Mögliche.

Was Sex betrifft, so heißt es in den »Wegen« im Wortlaut: »Der orthodoxe Glaube steht eindeutig auf dem Standpunkt: Geschlechtliches Leben von Mann und Frau ist nur in der Ehe möglich, deren Zweck die Fortpflanzung ist. Wenn die Ehe nur zur Befriedigung der Wolllust existiert, so ist sie sündig ... Homosexualität und andere Formen von Perversion (Sodomie, Sadismus, Transvestismus u. a.) sind schwere Sünden ...«

Ich bin ein freches Ding!!!

Ich amüsiere mich und sing!!!

»Kann man die Musik nicht leiser stellen?« fragte ich die Kellnerin in einem Restaurant in der Nähe des Klosters, wo ich eine selten leckere grüne Kohlsuppe mit Kalbfleisch aß und mir mit Interesse das Resümee zu Gemüte führte: »Für die Sünden der Hurerei, schändliche geschlechtliche Perversionen, das heißt für Sünden gegen den Körper, erfolgt unumgänglich die Vergeltung – der Zorn Gottes und der Tod.«

In ihrer gesamten Geschichte hat die orthodoxe Kirche verbissen gegen Sex gekämpft und alles außer der

»Missionarsstellung« verboten (»Äuglein zusammen, und Popo getrennt«, kommentierte das Volk), bei verhängten Ikonen und obligatorischem Ablegen des Kettchens mit dem Kreuz im Namen der *ausschließlichen* Zeugung.

Fragt sich, wo es doch um Zeugung geht, wozu dann das Kreuz abnehmen?

Jeder Experimentierversuch, inklusive *Koitus* öfter als einmal pro Nacht, wurde mit Enthaltensamkeit bis zu zehn Jahren bestraft (da haben wir die Wurzeln unseres Stalinismus). Fürs Masturbieren 60 Tage Fasten und 140 Kniefälle täglich. Im mittelalterlichen Russland entfielen bei Abzug von religiösen Feiertagen, Menstruation, Mittwoch und Freitag, an denen gefastet wurde (in ganz strengen Zeiten außerdem Samstag und Sonntag) auf das Vergnügen nicht mehr als sechs Tage im Monat. Ob nicht all diese Einschränkungen das Volk erst auf den Gedanken gebracht haben, dass »die Fotze viel Süßes zu bieten hat – man kann es gar nicht alles auslecken«?

Das Christentum hat sich an dem jahrhundertlangen erfolglosen Krieg gegen den Sex abgearbeitet. Die geschlechtslose Religion hat sich erschöpft. Der orthodoxe Glaube ist lediglich eine der Türen zur Ewigkeit, und nicht das einzige schmiedeeiserne Tor für die gesamte Menschheit. Die Usurpierung des Monopols auf die Wahrheit in letzter Instanz sieht nicht wie eine gottesfürchtige Angelegenheit aus. Versöhnt euch, ihr Gerechten! Gesucht wird ein neuer Johannes der Täufer.